

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

30.4.1922 (No. 18)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 18



30. April 1922

Robert Goldschmit / Die Einweihung der Universität in Straßburg vor 50 Jahren.

„Im Bonnemond, wenn sich kündigt die Erde,
Wann sich mit Blüten schmücken Berg und Tal,
Da, Straßburgs Hochschul' ruft ein frisches „Werde“
Auch dich ans Licht, zu neuem Blütenstraß.“

Mit diesen Worten leitete der Elsässer Adolf Stöber den Dichtergruß ein, den er am 1. Mai 1872 der neu erstehenden Hochschule zu Straßburg spendete. Fünfundzwanzig Jahre sind seit jenen herrlichen Maientagen vergangen, in denen das junge Reich, umstrahlt vom Ruhmesglanze seiner unvergleichlichen Siegesbahn, dem wiedergewonnenen Lande, in der Stadt Gottfrieds u. Erwins eine Deutsche Hochschule schenkte. Wie ein halbes Jahrhundert zuvor der preussische Staat in den uns entfremdeten rheinischen Landen, die er damals aus dem napoleonischen Weltreich erworben hatte, durch die Gründung der Universität Bonn der Pflege deutschen Wesens eine neue Stätte bereitete, so sollte die Hochschule in Straßburg das Ihre tun, um mit den Waffen des Geistes die verwüsten Wasgangegebiete für das Deutschtum wieder zu gewinnen. So schwer auch heute die Schmach und die Not des Vaterlandes auf uns lastet, ein Wort der Erinnerung möge doch dem 1. und 2. Mai 1872 gewidmet werden.

Die frühere Universität Straßburg hatte auch unter französischer Herrschaft über 100 Jahre ihren deutschen Charakter bewahrt. Der junge Goethe „sah noch des alten Glanzes Abendröte.“ Erst die öde Gleichmacherei der Revolution und der Machtwille Napoleons hat die deutsche Hochschule vernichtet. Führender gab es zwar in Straßburg höhere Fachschulen und Fakultäten, aber keine Universitas literarum in deutschem Sinne. An eine entschwindene Vergangenheit knüpfte die Schöpfung 1872 an. Das alte Land der deutschen Humanisten sollte, wie Treitschke im Reichstage gesagt hatte, von neuem eine Blüte der freien Wissenschaft in seiner Hauptstadt entstehen sehen. Die vom Kaiser am 28. April erlassene und von Bismarck gegenzeichnete Stiftungsurkunde der Universität lautet in ihrem Eingang: „Nachdem Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reich wieder vereinigt sind, haben wir auf den Antrag des Deutschen Reichstages und unter Zustimmung des Bundesrates des Deutschen Reiches beschlossen, daß die durch eine alanzende Vergangenheit ausgezeichnete hohe Schule zu Straßburg in ihrer früheren einheitlichen Gestaltung als Universität wieder ins Leben trete. Wir beordnen demnach diese Hochschule, die aus dem Elsaß und aus Lothringen so viele hochgelehrte Lehrer empfing, und diesen Ländern wie der Welt Männer, tüchtig in allen Zweigen der Wissenschaft, zurückgegeben hat, von neuem, auf daß an ihr im Dienste der Wahrheit die Wissenschaft gepflegt, die Jugend gelehrt und so der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntnis wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihen.“

Uns B a d e r n liegt es nahe, bei Erwähnung der glänzenden Vergangenheit der Straßburger Hochschule vor allem an

Schöpfung zu denken. Die Universität zu neuem Leben zu erwecken, war auch ein Badener berufen, Freiherr von Roggenbach. In verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es ihm, für die juristische, medizinische und philosophische Fakultät eine Reihe namhafter Gelehrten zu gewinnen, Männer von anerkannter wissenschaftlicher Bedeutung, so daß die junge Pflanzstätte von ihrem ersten Tage an ebenbürtig neben ihren älteren Schwestern stand. In die evangelisch-theologische Fakultät traten die bisher in Straßburg lehrenden elsässischen Theologen ein. Eine katholisch-theologische Fakultät in Straßburg wurde damals nicht errichtet.

Im Schloß am Münsterplatz, dem Sitz der letzten Fürstbischöfe von Straßburg — Onkel und Nefte aus dem Hause Rohan — fand der feierliche Akt der Einweihung statt. Die Festrede hielt der Prorektor, Dr. Springer, bisher Professor der Kunst- und Kulturgeschichte an der Universität Bonn. Die kaiserliche Stiftungsurkunde wurde verlesen. Der erste Rektor der jungen Hochschule, der elsässische Theologe Prof. Dr. Bruch, dankte allen Männern, die das große Werk der Wiederbelebung der Straßburger Universität angeregt, unterstützt und gefördert hätten, vor allem dem Kaiser und dem Reichskanzler. Der Redner faßte seine Wünsche und Hoffnungen für die neue Hochschule in dem Satze zusammen: „Die junge Pflanzstätte wird ein weithin strahlender Mittelpunkt des Lichtes werden, sie wird Straßburg und dem ganzen Eliaß zum Ruhme gereichen, sie wird das Band bilden, welches das neue Land mit dem Deutschen Reich verbindet und ganz gewiß auf viele Gemüter verühnend und ermutigend einwirken.“ Es entsprach der von vaterländischer Begeisterung und hoffnungsreicher Zuversicht erfüllten Stimmung jener Tage, daß diese Worte aus dem Munde eines Elsässers besonders freudig aufgenommen und ihnen lauter Beifall spendet wurde. Nach der Rede des Rektors erfolgten die Begrüßungen durch die zur Feier eingeladenen Vertreter der Universitäten des deutschen Sprachraums. Der Historiker Prof. Dr. Waih aus Göttingen, der Sprecher der Abordnungen aus den Hochschulen des Deutschen Reiches, 1848 Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt, erinnerte bei seinem Glückwunsche für die junge Schöpfung, daß die deutsche Wissenschaft es gewesen, die alle Zeit für die nationale Einheit gewirkt, die ihre Ideen gestählt und genährt, die den Zusammenhang erhalten hätte, auch mit den politisch Abgetrennten. Professor Tomasek aus Wien, der Vorsitzende der Abordnungen aus den deutschen Universitäten Oesterreichs, sprach von den gemeinsamen Aufgaben der Straßburger und der deutsch-österreichischen Hochschulen. Wie die erstere berufen wurde, an der Westgrenze des Reiches durch die Pflege deutscher Wissenschaft, deutschem Sinn, deutsches Bewußtsein, deutsches Gefühl aufzurichten, zu beleben und dauernd für eine schöne Zukunft zu begründen, so stünden die österreichischen Universitäten da, um unter dem Andränge

fremder Nationalitäten die deutsche Wissenschaft zu verbreiten, deutsches Gemeingefühl zu beleben und den Ruhm deutschen Namens in den Dismarken des alten Reiches zu behaupten. Professor von Wyß aus Zürich erinnerte an die Beziehungen inniger Freundschaft, die Straßburg seit Jahrhunderten mit Basel, Bern und Zürich verbinde. Auch er brachte der jungen Universität die Grüße und Glückwünsche ihrer drei Schwestern am Fuße der Alpen dar, „im Gefühle der Gemeinsamkeit, welche die Wissenschaft zwischen allen Vertretern über alle Grenzen hinaus begründet.“

An die Feier schloß sich ein Festmahl, an dem die Mitglieder der Universität mit ihren zahlreichen Gästen, die Spitzen der militärischen Behörden und der Regierung des Reichslandes teilnahmen. Aber auch für uns Studenten war gesorgt. Ueberhaupt betätigte das Reich in diesen Festtagen eine später nicht mehr so leicht vorkommende Freigebigkeit. Man kann nicht leugnen, daß die Studentenschaft davon redlich Gebrauch gemacht hat. Während das offizielle Mahl im Saale der Réunion des Arts stattfand, war für die Jugend im Kasino gedeckt. Saal und Galerien vermochten kaum die Anwesenden zu fassen, an 1500 Festgäste mögen zugegen gewesen sein. Unter den Klängen der Kapelle des in Straßburg liegenden Ulanenregiments wurden Studenten- und patriotische Lieder abgejungen, nicht bloß solche jedoch, wie sie in den frohen Stunden eines Kommerzes zu ertönen pflegen, vielmehr enthielt das Festbüchlein an der Spitze drei dem Tage geweihte Dichterspenden: Geibel, der Elsäßer Gustav Mühl und Scheffel hatten diese Gaben der jungen Hochschule gewidmet. Geibels Weibelied forderte in der ersten Strophe auf:

„Stimmt an den Preisgesang,
Unter Felt zu krönen!
Hell, wie Gottfrieds Harfe Klang,
Läßt ihn heut ertönen;
Denn die Stund' ist hochgeweiht,
Da sich alt' und neue Zeit
Wundervoll veröhnen.“

Mühls Matias Gruß brachte ein Hoch dem deutschen Geist, dem Geist der deutschen Wissenschaft und ruft am Schlusse:

„Und siehe Straßburgs einst'ger Lehrerschar,
Berklärte Schatten, steigen sie hernieder;
Selbst Weimars Sängersheros tritt hervor,
Umweht vom Nachhall seiner Elsäskeder.
Das Glas empor! Heil dir, Argentorat,
Ein donnernd Hoch dir, altem Sitz der Musen.
Jetzt endlich wieder deutsch! — Die Wonne dehnt den Busen,
Das Glas geleert! Heil, Heil Argentorat!“

Scheffels freundige Zuversicht kam besonders in der zweiten Strophe seines Festlieds zum Ausdruck, in der es heißt:

„Wo Gottfried den Trikan gesungen,
Wo Erwin sein Münster erbaut,
Wo Gutenbergs Kunst sich erschwungen,
Da ist uns der Boden vertraut.
Was sonst noch zu Argentorat
Einst Römer — und Andere gemacht,
Dem sei als entschwundenem Datum
Ein lähnend Glas Letztes gebracht!“

Nicht für den Kommerz bestimmt war Adolf Stöbers erwähnter Gruß, der ebenfalls im Druck erschien. Ein freundiges Glückauf! ruft darin der Dichter der jungen Hochschule zu, die ersehen solle, „wie der Phönix in der Sage, vom Nischengrab zu neuem schönem Loß.“

Herrschte vom Beginn der Studententafel an helle Fröhlichkeit, wie sie der Jugend geziemt, so wollte der Jubel sein Ende nehmen, als gegen Schluß der telegraphische Dank Biznards für die in den ersten Stunden an ihn gerichtete Begrüßungsdepesche eintraf.

Am Abend bewegte sich ein Fackelzug durch die Straßen der Stadt. Eine prachtvolle Beleuchtung des Münsters bis hinauf zu seiner Spitze verkündete weithin durch die Gesilde des Wäsgaues den Abschluß des herrlichen Tages. Die Feier wurde am nächsten Tage durch eine Festfahrt nach dem Obillenberg fortgesetzt, für die die Reichsbahnen den reich geschmückten Zug unentgeltlich zur Verfügung stellten. Das Studentenprogramm schloß mit einem Frühstück in der Brasserie du Dauphin. Die Wirtshaft war überhaupt in jenen Tagen von Professoren und anderen Festgästen wiederholt besucht worden, denn in ihr war Goethe während seines Straßburger Aufenthaltes mehrfach eingelehrt. Aber wenn sich auch das Zimmer, in dem der junge Dichter gewohnt hatte, nicht mehr feststellen ließ, da das Haus in den 100 Jahren einigemal umgebaut worden war, die Stätte, die Goethe betreten hatte, war für die Jugend damals und hoffentlich auch später eine geweihte.

Die Feierstunden verflangen, die Arbeit begann. Nicht alle 1500 Studenten, die zu dem Fest gekommen waren, blieben in Straßburg. Aber einige Hundert waren es doch, die an der neuen Universität ihre Studien fortsetzten oder vollendeten, unter ihnen auch der Verfasser dieser Zeilen. Die meisten Professoren eröffneten sofort ihre Vorlesungen. Insbesondere zwei übten auch auf nichtakademische Kreise eine starke Anziehungskraft. Professor Geissen, der später durch seine Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser Friedrichs viel genannt wurde, behandelte Fragen politischer Parteibildung und lockte schon durch das Thema seiner Vorträge viele Hörer aus verschiedenen Ständen an. Der Redner bemühte sich, unparteiisch das Wesen der Parteien zu erläutern, wenn auch begreiflicherweise bei der Natur des Stoffes die Parteistellung des Vortragenden nicht verkannt werden konnte. Die Anziehungskraft, die Max Müller ausübte, beruhte auf dem glänzenden Namen, dessen er sich in Deutschland und in England durch seine Sanskrit- und andere Sprachstudien erfreute. Er lehrte seit 1854 in Oxford, war aber nicht zum Engländer geworden. Wenn er nicht selbst von seinem Aufenthalte dorten, von den Einrichtungen und Gepflogenheiten englischen Hochschulweins wiederholt gesprochen hätte, aus der Art des Vortrags konnte man nicht vermuten, daß er über anderthalb Jahrzehnte im Ausland gewirkt hatte. Max Müller war nicht in den Fakultätsverband der Universität eingereicht worden. Er war aus Oxford herübergekommen, um als unabhängiger Gelehrter an der jungen Hochschule seine Vorlesungen zu halten. Leider gelang es nicht, ihn dauernd für Straßburg zu gewinnen. Er las nur in dem einen Sommersemester 1872.

Die damals in der Jugend sich der errungenen Einheit des Reiches und seiner Größe erfreuen durften, hat ein schweres Geschick, soweit sie noch am Leben sind, aufbewahrt, im Alter den Niedergang des Vaterlandes mit ansehen und erfahren zu müssen, wie so viele Hoffnungen jener Tage in Nichts zerfloßen sind. Nur bekommenen Herzens und von tiefer Trauer erfüllt, können sie sich des Ausblicks in die Zukunft erinnern, mit dem Prof. Waib seine erwähnte Begrüßungsrede schloß: „Unsere Nachkommen, sagten, die Söhne derer, die heute hier versammelt sind und auch derer, die nicht gekommen sind, sie werden nach 50 oder 100 Jahren sich hier zu einer Jubelfeier vereinen, und diesen Tag als einen Ehrentag des Landes Elsäß-Lothringen und des Deutschen Reiches segnen und feiern.“ Die Nachfahren haben Straßburg und die Reichslande nicht zu behaupten vermocht oder nicht zu behaupten verstanden. Unsere Hoffnung beruht auf dem kommenden Geschlecht. Die heute jung sind, werden nicht vergessen, daß über der Perle des Elässes länger als vier Jahrzehnte hindurch das Banner des Deutschen Reiches geweht hat, auf daß nach 100 Jahren, vielleicht in irgend einer Form einer unbekanntem Zukunftsentwicklung möglich sein wird, was uns am 50. Jahrestag der Straßburger Universität ein bitteres Loß versagt hat.

Christian Schmitt / Offenes Bekenntnis.

Christian Schmitt ist der Sänger seiner elsässischen Heimat.^{*)} Außer Friedrich Lienhard hat wohl keiner ihr Lob in so hellen Tönen erschallen lassen wie er. Seine schwungvollen Elsäß-Lieder erklingen jenseits des Rheins landauf, landab; daran ändert die Franzosenherrschaft nichts. Aber höher noch stand dem Dichter von jeher die Liebe zum größeren Vaterlande. In einer Zeit bedenklicher politischer Schwankungen im Elsäß richtete er an die Alten, die „in heimlichem Groll stumm und vorwurfsvoll hinüber nach dem Westen blickten“ und die noch an „der längstentschwundenen Zeit“ und der „alten Franzosenherrschaft“ hingen, für die sie „in einstigen Tagen ihr Ders-

^{*)} Die „Pyramide“ wird im Lauf des Jahres nach eine Würdigung des nun in Karlsruhe lebenden Dichters bringen. D. Red.

blut zur Walfstatt getragen“, sein unerschrockenes „Offenes Bekenntnis“ zum Deutschtum:

„Wir wollen nicht streiten und hadern;
Euer Schmerz, er soll uns heilig sein,
Wie das Blut in unsern Adern.
Doch bitten wir eins, und wir haben das Recht:
Von uns begehrt keine Klage;
Die Tage, von denen ihr trauernd sprecht,
Uns sind es fremde Tage.
Wir wuchien empor in deutscher Zeit,
Als die Brüder, die lang der Zwist entzweit,
Zur Eintracht neu verbündet,
Das einige Reich gegründet.“

Ein Botyka-Nitter / Elässische Legende.

Es war in der Zeit, da Christus der Herr auf Erden weilte und mit seinen Jüngern, davon Petrus der ungestümste und Johannes der verhaltenste war, durch die palästiniſchen Lande zog. Da begegneten sie des öftern Menschen mit viel Nöten, und auch mit viel Reid. Sie durchwanderten Strecken, da lachender Ueberfluß lockte, und Stätten des grausamsten Elendes. Man bewachte sie und warf mit Steinen nach ihnen; man küßte den Saum ihrer Gewänder und spie mit bösem Gezeifer grundlosen Haß in ihre strahlenden Augen.

In solch bösen Stunden geschah es dann mehr als einmal, daß die Jünger ihres Herrn und Meisters plötzliches Verschwinden bemerkten. Wenn das bohrende Weh über der Menschen Ungerechtigkeit in ihnen saß, wenn sie dahockten wie vor dem Stoß geschlagen, jeder die Beute eines ohnmächtigen Jünglings und eines heiligen Borns, und wenn sie sich dann in der höchsten Seelennot an den Erklärer und Verkärer alles Leidens wenden wollten, ach, da war er aus ihrer Mitte verschwunden! Schauten sie sich bestürzt an und frugen ihre Augen einander nach der Erklärung, so saß er schon wieder in ihrer Mitten, beruhigt, heiter, frohen Auges! — Dann war eine solche Scham in ihnen ob ihres Kleinmutes, daß nie die Frage nach seinem Verbleib sich über ihre Lippen gewagt hätte. Dann sogen sie aus seinem durchleuchteten Wesen so viel neue Kraft und Menschenliebe, daß alle erlittene Schmach verweht und vergessen war.

Und so ging es bis zu der Zeit, da der Heiland ihnen vom Sterben sprach. Es begann eine große Furcht umzugehen unter den Aposteln, und keiner vermochte es zu fassen. Der Meister aber unterrichtete sie über ihre Aufgaben, und sprach von der Kraft des Geistes, den er ihnen senden wollte. Da dachten sie an die vielen Male, wo er selber sich irgendwo Kraft aeholt nach einem bittern Erlebnis, und die Trennungsanast gab dem Petrus den Mut zur Frage: „Herr, sag uns, wo weilst du, wenn ein großes Weh an dir zehret? Wo holst du deine Freundigkeit wieder? Und die Fülle deines Beseligens und Beseligmachens? Gingest du ein in das Wesen deines Vaters?“

Da lächelte der Heiland und sprach: „Ich durchwanderte das Elfaß, wenn ich wieder zu gutem und reinem Denken kommen wollte! Jetzt könnt Ihr noch nicht mit mir gehen. Später einmal!“

Da rissen die Jünger die Augen weit auf und riefen: „Das Elfaß? — Was ist das? — Ein Tal — ein Baum — ein Garten?“

Und es blühte ein noch schöneres Lächeln um des Meisters Lippen und er sprach zu den Erstaunten: „Es ist ein kleines Land weit im Westen, wo andere Sterne über den Bergen flammen. Es ist von meinem Vater ausgeschildert mit allen Schönheiten seiner Schöpfung, mit wunderlieblichen Tälern und mächtigen Höhen, mit viel tausend Silberbrünnelein, die zur seligen Raft einladen. Ein guter Menschenichlag wohnt in den stillen Gründen und in den reichen Ebenen, und erfreut sich am süßen Traubenblut, das an den Hängen seiner Heimat reift!“

Die Jünger taten daß erstaunt: „Gibt es nicht Berge und Gründe auch bei uns, und ist nicht auch hier das Völklein fröhlich, wenn es ihm gut geht? Hat jenes Elfaß nicht noch andere Eigenschaften, die uns deine Vorliebe erklärlicher machen könnten?“

Des Menschenjohnes Blick ging wie hinein in sich selbst, und um seine Lippen wehte ein Blütern. Die Jünger muhten sich näher an ihn herandrängen, um zu verstehen, was er so tief und ernst vor sich hinhauchte: „Es muß viel Weh erfahren; Schmerz wird in Strömen über das Elfaß brausen. Darum lieb' ich es; weil ein Zug seines Antlitzes mir Leidvollen ähnlich ist.“

Dann rebete er von andern Dingen zu ihnen. Die Zeit war nahe, da er hinging, für sie und ihre Menschenbrüder zu sterben; ihre Furcht vor diesem ungeheuren Willen verschlang jedes andere Verständnis.

Und es ward vollbracht, das größte Liebeswerk! Der Opfertod ihres Meisters riß die Jünger selbst zu heldenhafteu Taten empor; sie stritten, litten, starben den Tod für ihren Glauben, und gingen dann ein in ihres Herren Ruhe.

Und sie wanderten schon Jahrhundertelang im Himmel, angehan mit Freudengewändern, ohne mehr ein einzig Mal an die so seltsame Gewohnheit ihres Meisters, da er noch auf Erden weilte, zu denken. Kein Wunder! Es gab hier oben gar kein Anlaß zum Aerger, man brauchte nie über erlittenes Unrecht brüten! Und wenn ein oder der andere Jünger einen Himmelsziegel hochschupfte und hinunterschaute auf die Erde, um dort Paak, Streit, Haß und Gier zu sehen unter den Irdischen, da überkam ihn wohl eine kleine Traurigkeit; aber der Blick in die seltsame Gestalt, darin er herrschend wallen durfte, verwehte sie sofort wieder.

Nur der heilige Peter, dessen Amt ihn mit den einlaßbegehrenden Seelen der Menschen in ständige Berührung brachte, kam

oft aus einem schlechten und rechten Borne gar nicht mehr heraus! Wenn so ein Schurke absolut nicht verstehen wollte, daß für keinesgleichen kein Platz drinnen im Himmelsdom war; oder wenn irgend ein Nicht für seine Sünden einen andern, nur beileibe sich selber nicht verantwortlich machen wollte! Da sprühte es gar manchmal Feuer unter den buchiaen Augenbrauen hervor, da ballte der große Eiferer die Fäuste in tosendem Jünggrimm, da knackten die Kniee im Kniegelenk, bereit, durch einen kräftigen Tritt den Frechling an die Luft zu befördern, mochte er hinunterköllern in den untersten Höllenrachen! Und oft wußte sich der gute Himmelsförderer nicht mehr anders zu retten vor der Luft, handgreiflich zu werden, als durch einen Sprung zu seinem Herrn in die oberste Himmelsstube hinein.

Da war lauter Hesse und Kröblichkeit; oft war Besuch beim Herrn, und die Geladenen überaten mit ihrem abtlichen Wirte, oder saßen mit ihm bei einem schönen Spiel. Immer aber genügte ein Blick auf das Antlitz des Meisters, um den himmlischen Türhüter wieder vernünftig und fähig seines hohen Amtes zu machen.

Da geschah es eines Tages, daß ausgerechnet viel unwürdige Subjekte an die Himmelsstür klopfen und, über Sankt Peters Meinung hinwegsehend wie über die ihrer dummen Erdgenossen, frech eindringen wollten in den himmlischen Vorhof. Der Schlüsselbund klirte schon ganz verdächtig in Peters Hand, als wieder so ein geiziges Weib kam, das den Dienstmägden jedes Stücklein Brot vergönni hatte, und noch so ein reicher Fabrikant, der sich auf zehnmal unrechte Weise auf die Höhen des irdischen Genusses hinaufgeschoben hatte. Die Kollektion von verfluchenswerten Geschöpfen war schon recht reichhaltig geworden und verführte in ihrem unehereuren Eigendünkel einen solch maßlosen Lärm, daß der heilige Peter, während und am Ende einer Geduld, einen alten Krückenstock hinter der Türe hervorklangte und die ganze Bande hinwegstäubte. Aber die unheilige Handlungsweise hatte ihn dermaßen erreat, daß er nicht schnell genug zu seinem Herrn eilen konnte, um in dessen Augen Verständnis für sein Ungestim zu finden.

Nun sollte es aber sein, daß der Gottesjohn selber zu eben der gleichen Zeit einem Vorgang auf Erden zuschaute, der ihn unfagbar betäubte. Zwischen zwei große Länder drängte sich der fahle Geist einer gierigen Zwietracht, und zerschmitt ein goldenes Band nach dem andern, hezte und zündete Feuer der Mordlust an. In Tagen schon, so spürte es der Liebevulle, würde der Haß triumphierend über die halbe Erde sich werfen, und Bruderblut fordern. Darum, daß Menschen so verblendet handeln können, war in ihm ein Weh, das fast einer Träne nicht entraten konnte.

Und wie Sankt Peter dieses Antlitz sah, das eher Trostbegehren als Trostgewähren verhieß, da fiel ihm auf einmal wieder das Elfaß ein! Das Elfaß als das Mittel, das dem Herrn die schwersten Sorgen einst vercheucht hatte. Und weil es ihm diente, daß auch der Meister einer Ablenkung bedürftig sei, so griff er in teilnehmendem Ungestim nach seiner Hand und rief: „Komm, in das Elfaß! Nimm mich mit! Ich bin auch außer mir! Laß uns zusammen in das Elfaß gehen!“

Der Herr besann sich ein Weilchen, dann nickte er dem Peter zu: „Ich nehme dich gerne mit; aber du mußt gleich mir Seele, Gestalt und Tagwerk eines Elässers übernehmen!“ — „Selbstverständlich!“ rief da Sankt Peter entzückt; denn ihn freute die Aussicht auf Abwechslung.

Und während sie zur Erde herniederflogen, fragte Peter den Meister noch ein wenig über Land und Leute aus; denn er vermeinte einer ganz außergewöhnlichen Menschenrasse zu begegnen. Er verwunderte sich nicht wenig über die Antworten, die ihn ahnen ließen, daß im Elfaß nicht mehr Fromme und nicht weniger Böse als in andern Ländern wohnten, und daß der Zeiten Lauf und manches Schicksals Unbill auch in diesen Gauen Eigenschaften erzeugten, die seinen Gram hervorzurufen berechtigt waren.

Aber siehe, Sankt Peter erwachte plötzlich aus tiefem Sinnen, und sah sich als Geselle in einer Schreinerwerkstatt, und sein Meister stand neben ihm an der Hobelbank und schaffte, daß es eine Lust war, ihm zuzusehen. Ihm selbst gefiel es ganz gut in dieser Umgebung; der Schreinermeister hatte ein kluges, offenes und freundliches Gesicht. Und wenn Peters Blick so von ungefähr durch die Fenster der Werkstatt hinauswuschte, so sah das Auge stattliche Häuser mit prachtvollen Giebeln, mit freundlichen Blumen vor den Fenstern; auch grühte eine ehrwürdige Kirche in der vornehmen Schlichtheit ihrer Rundbogen zu ihm hinüber. Als aber gar des Meisters Töchterlein über den Hof schritt und ihr heller Gruß in die Werkstatt hineinschallte, und ihr Auge just in die Augen des neuen Gesellen Peter hineintauchte, da vermeinte der wackere Himmelsurlauber, noch nie in all den Paradiesstüben so eine wunderliebliche und schönackleidete Frau gesehen zu haben (nicht einmal die heilige Margareta konnte sich

mit dem Jüngsterlein messen, und sie war doch wahrhaftig die schönste und stolzeste Erscheinung in der himmlischen Herrlichkeit! — mit so einem Blütenweißen Hemd unter dem schwarzen Nieder, so einem leuchtenden Rock, so feinen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen! In die große, schwarze Haube, die dem Kind gar prächtig zu dem vollen, runden Gesichtlein und seinen leuchtenden Augen stand, war er am heftigsten verliebt — aber daß er selbst im reinsten Elässisch danken und antworten konnte, das machte ihn am übermüthigsten!

So vergingen ein paar Tage und Wochen; Peter und sein Herr, die beiden elässischen Schreinergejellen lernten die Leute in der Nachbarschaft kennen, machten auch manchmal Ausflüge mit gleichaltrigen Kameraden auf die Berge und in die fernsten Täler hinein, oder zu einem verschwiegen im stillen Grunde stehenden Wallfahrtssträßlein der lieben Frau. Wenn da die Gottesmutter so etwas verschminkt lächelte über den Peter und ihren eigenen Sohn, so merkten das die andern Burischen natürlich nicht. Peter aber lachte aus vollem Herzen und sagte einmal heimlich zu ihr: „Es gefällt uns außerordentlich! Wir müßten auf der ganzen Welt nichts anderes sein als elässische Burischen!“

Am nächsten Samstag abend, als er den Wochenlohn auszählte, hielt der Schreinermeister die beiden Gesellen etwas zurüd und sprach zu ihnen: „Ihr seid ganz wackere Burischen, und eure Arbeit hat Hand und Fuß. Ihr habt auch beide eine ehrliche Haut, und macht keinen Krachfuß vor Krimperfäden und Amtsfetten. Ihr würdet mir ganz gut gefallen; besser als die Schwaben und Sachsen und Belschen, und was sonst noch auf dem Durchmarich bei mir arbeitet ein halbes oder ein Jahr lang. Aber — Ihr habt einen großen Fehler! Wenn Ihr den nicht abulegen verücht, so bringt Ihrs in eurem ganzen Leben zu nichts — und bleibt Handwerksburischen Zeit eures Daseins! Und das tüt mir eigentlich leid um Euch, so grad gewachsen wie Ihr seid —“

Die beiden Gesellen jenkten beschämt ihre Köpfe; denn sie wußten schon, was der Meister meinte. Aber wohlgezogen, wie Elässier sind, wagten sie seine Rede nicht zu unterbrechen.

Der Alte hub wieder an, durch das Schuldbewußtsein der beiden schon wieder ganz wohlwollend gestimmt: „Also versteht mich, es ist mir nicht ums Spassen: Eure verfluchte Langschläferci muß aufhören! Keinen einzigen Morgen seid Ihr zur rechten Zeit unten — als ob die Prüsch ein Daunenlager wär! Daß Ihr euch vor der Marie nicht schämt! Wenn Ihr am Montag früh nicht punkt sechs Uhr in der Werkstatt seid, sollt Ihr mich von einer andern Seite kennen lernen!“

Der Alte ging seines Weges, die Gesellen den ihren. Der Sonntag wär schöner als jeder andere vorher; überall war Milbe und Erntefest, und alles pries den heuer so gut geratenen Wein. Peter war glücklicher als je; er tanzte mit allen Töchtern des Städtleins, trank beim süßen Nebenjaft mit allen Burischen Brüderichast, und sprach auch manch verständig Wort dazwischen mit den Alten am Honoratorentisch. Vergebens mahnte ihn sein Genosse an den morgigen Arbeitsbeginn punkt sechs Uhr; des Meisters Töchterlein tanzte zu gut, als daß er an den Montag hätte denken können! Erst als das Mägdelein am Arme eines Wetters dahinslog eine Runde lang, nickte er dem Herrn zu und sagte: „Sei ohne Sorge; ich erwach' schon! Der Alte hat mich an der schwächsten Stelle gepackt; ich laß mich von dem Jüngsterlein nicht auslachen!“ Und schon war er wieder im dicktesten Tanzgewühl. Erst als die Musikanten „die drei letzten“ spielten, ließ er sich von seinem guten Kameraden zum Heimgehen überreden.

Die zwei Gesellen schliefen beieinander in einem Himmelbett, ganz allein hier oben in der Kammer. Peter, der körperlich Stärkere und Wipligere, lag zuvorderst, der Türe grad gegenüber. Er schlief sanft und fest und ohne Sorgen, grad auch wie sein Mitgeselle im tiefen, traumlosen Schlummer ruhig und schön dalag.

So sah sie am Montag morgen um die siebente Stunde der alte Schreinermeister, der mit einem dicken Stock in der Faust zornschraubend vor den beiden Langschläfern hand. Von Viertelstunde zu Viertelstunde hatte er gezögert, ob er seine Gesellen mit Gewalt von diesem ihrem Erb- und Grundfehler kurieren wollte; aber daß sie sogar um 7 Uhr noch wie Unschuldsklammer dalagen, und keinerlei Regung ein baldig Erwachen in Aussicht stellten, das brachte des Alten Wut zur Siedeglut! Er verlor alle Ueberlegung — der Stock kante ein- und zweimal und unaufhaltsam auf den Rücken des ihm am nächsten liegenden Gesellen — au, schoß da der Peter plöblich und bebend in die Höhe und schaute aus weit aufgerissenen Augen auf den unvermuteten

Attentäter, und schrie Ach und Weh und beeilte sich grade so wie sein Mitgeselle, in die Kleider und in die Werkstatt zu kommen. Auf den Kaffee, der sonst, von der fröhlichen Marie mit hellen Augen kredenzt, so trefflich mundete, verzichteten sie heute beide. Der Alte sah ihre Scham und machte ihnen keine weiteren Vorkhaltungen; er hoffte wohl, daß die derbe Lektion nützen würde.

Das versicherten sich auch die beiden Gesellen, als sie am Abend in ihrem Himmelbett lagen und sich die Ereignisse bei ihrer letzten Anwesenheit auf diesem Raume ins Gedächtnis zurückeriefen. Peters Herr sagte, das dürfe nicht wieder vorkommen. Dieser sekundierte eifrig: „Am feinen Preis!“ Sein Kamerad senkte die Augen: „Ich weiß, daß ich wieder nicht von selbst aufwache! Ich mein' immer, zehn Klaffer tief unter der Erde hervorkommen zu müssen, so bin ich im Schlaf refangen! Ich weins geerbt zu haben.“ Peter widersprach: „Ich geh jede Wette ein, daß ich morgen früh aufwach! Diese Blamage erleb ich kein zweites Mal! Schlaf unbesorgt!“ — „Gute Nacht!“ sagte darauf der Herr, nachdem er das Abendgebet gesprochen, und kehrte sich gegen die Wand, um selig einzuschlafen. Da weckte ihn der Peter aus dem Halbchlummer: „Du — im Falle der Meister morgen früh wieder käme — du könntest eigentlich heute vorne liegen!“ — „Mit Vergnügen“, sagte der Herr und lächelte fein. „Ich weiß ja bestimmt, daß ich aufwache?“ verteidigte sich Peter beschämt. „Selbstverständlich“, murmelte der Herr, „ich vorne traumbefangen. Dann war es viele Stunden lang still in der Kammer.“

Und wieder stand der Herr auf und grübelte vor sich hin: Da ist Güte und Strenge verloren. Sie werden ihr Lebtag nicht selbständig. Sie ver-schlafen Ehre und Schande, gute und böse Zeiten. Schad um die Kerle. Kammerichad. Könnten so gut und so bald auf dem Eigenen sitzen, wenn die verfluchte Gleichgültigkeit nicht wär. Vielleicht veruch ich's doch noch einmal mit einer Tracht Prügel, einer verstärkten Auflage von gestern. Sind sie doch Landstent! Aus lauter Liebe!

Und schon wollte er mit seinem dicken Stecken ausholen, da ließ er den Arm mitten in der Luft stehen und besann sich: Gestern hab ich den Vorderen verhauen; heut könnt ich dem Hinteren die Lehre geben! Und er beugte sich über den ersten Gesellen und hub mit voller Gewalt auf den der Wand Zugekehrten zu klatschen an, daß es wahrhaftig weit über die Grenzen der Kammer zu hören war und sein Opfer mit noch viel größerem Geschrei um Erbarmen und Schonung und Einhalt bat.

Aber der aus lauter Liebe handelnde Meister hielt nicht so schnell inne mit seiner Lektion wie gestern; er preßte mit seinem einen Arm den schreienden und sich windenden Peter nieder, und gerbte ihm mit dem andern das Fell so windelweich, wie er noch nie vorher einem Lehrbub es getan. Und erst als er müde war, ging er wortlos an seine Arbeit zurück.

Der Schreinergejelle Peter aber hatte keine Kraft mehr, sich zu besinnen, warum er noch einmal Prügel bekommen; er wollte auch nicht mehr behaupten, sein Aufwachen sei jetzt für alle Zeiten garantiert. Unter Winieln und Stöhnen und Betasten der blauen Flecken konnte er nur eines: er bat seinen Herrn scheinlich, den Aufschalt im Elsch abzubrechen und mit ihm in die himmlischen Gefilde zurückzuführen. Milbe nickte ihm sein Meister Gewährung zu. Da sagte sich Sankt Peter langsam wieder, und eine stille Vorfreude über die Heimkehr erfüllte ihn. Und als sie, schon wieder ewiae, heilige Geister, über die Häuser des elässischen Städtleins dahinzogen und hinwegflogen über die elässischen Auen, da vermochte es der heilige Peter, von hoher Marie aus zu sagen und zu fragen: „Wir waren also Elässier. Sind sie denn alle so?“ Und sein Herr antwortete ihm wehmütigen Auges: „Alle einander ähnlich. Der eine weiß, daß er eine Schlafhaube ist, der andere glaubt es nicht einmal von sich selbst. Alle werden sie deshalb von Meistern verprügelt; heut von dem, morgen von jenem. Manche sogar mehr als einmal.“

„Und werden sie diese Schwäche nie überwinden, und immer die Gesellen von fremden Meistern bleiben müssen?“ fragte Sankt Peter in ohrlichem Mitgefühl. — „Vielleicht, vielleicht, wenn sie genug Leid erfahren —“ lächelte da der Meister und sein wunderbares Ahnen verklärte seine schönen Züge — „erwachen sie einst auch zur rechten Morgenstunde, und führen dann einen Auftrag aus, der den ganzen Tag und den ganzen wachen Mann verlangt —“

„Du hast sie lieb!“ sagte da Petrus mit heiliger Innbrunst. „Das ist mir Verheißung genua. Denn auch wir sind sie jetzt ans Herz gewachsen!“

Und über ihnen erbrausten die Jubelchöre der Engel, die mit jauchzender Freude den Heimkehrenden das Geleite gaben: in die göttliche Glorie hinein.